

JEN WILLIAMS

DER HERZGRÄBER

THRILLER

Aus dem Englischen
von Irene Eisenhut



| FISCHER

1. KAPITEL

Früher

Licht fiel durch die geöffnete Tür auf das Gesicht des Jungen, und zum ersten Mal wandte er sich nicht davon ab. Seine Arme und Beine waren zu schwer, das Band um seinen Hals zu eng, zu fest. Und es war ja auch nicht so, dass ihn das Abwenden früher auch nur einmal gerettet hätte.

Die Gestalt im Licht verharrte, als würde sie die Veränderung in seinem Verhalten bemerken. Dann beugte sie sich herunter, um den Lederriemen mit groben, ruckartigen Bewegungen zu öffnen. Das Band löste sich, und die Gestalt fasste nach seinem Kopf, um ein dickes Büschel seines schwarzen Haars zu packen, dicht an der Wurzel.

Noch Jahre später würde er nicht erklären können, was in dem Moment anders gewesen war. Ausgehungert und müde, die Knochen schwer, die Haut voller Blutergüsse, hatte er geglaubt, dass er sich mit dieser Realität seines Daseins abfinden müsste. Aber als die Finger dieses Mal sein Haar verdrehten und die Nägel über seine Kopfhaut kratzten, *erwachte* etwas in ihm.

»Du kleine Bestie«, sagte sie geistesabwesend. Ihre Gestalt füllte die Schranktür aus, so dass kaum Licht hineindrang. »Du dreckige kleine Bestie. Du stinkst, weißt du das? Du schmutziges kleines Miststück.«

Vielleicht erkannte sie im allerletzten Augenblick, was sie in ihm geweckt hatte, denn für den Bruchteil einer Sekunde fla-

ckerte in ihr ein Gefühl auf und zuckte über ihr blasses, teigiges Gesicht. Möglicherweise hatte sie etwas in seinen Augen gesehen, einen Blick, der ihr fremd war, denn der Junge sah deutlich, wie sie panisch auf den Riemen schaute.

Doch da war es schon zu spät. Er sprang auf, den Mund weit aufgerissen, die Hände zu Krallen gespreizt. Kreischend wich sie zurück. Hinter ihr war direkt der Treppenabsatz – daran konnte er sich aus der Zeit vor dem Schrank noch dunkel erinnern – auf dem sie beide krachend landeten. Der Junge brüllte, die Frau schrie. Obwohl jener Moment des Fallens ausgesprochen kurz war, brannten sich einige Eindrücke in sein Gedächtnis ein: der Schmerz, der ihn durchzuckte, als sie ihm ein Büschel Haare aus der Schläfe riss; das gewaltige Gefühl, das ihn erfasste, als er stürzte, und der wilde Taumel, der ihn erfasste, als seine Krallen – seine Nägel – sich in ihre Haut bohrten.

Sie schlugen auf dem Boden auf. Anschließend Stille. Es schien niemand sonst im Haus zu sein. Keine lauten Stimmen, keine spitzen Finger, kein warnendes aufleuchtendes Rot. Die Frau, seine Mutter, lag unter ihm, in seltsamen Verrenkungen, ihr Hals überspannt und unverhüllt, als versuche sie, ihn zu besänftigen. Der rechte Unterarm war abgeknickt, und ein Knochen, der entsetzlich weiß unter ihrer gräulichen Haut hervorstach, zeigte zum Fenster. Der Ärmel ihres gelben Kittels hatte sich um ihn verfangen.

»Muh?«

Ein dünnes Rinnsal von Blut lief aus ihrer Nase und aus ihrem Mund, und ihre Augen – grün wie seine – blickten auf eine Stelle über seinem Kopf. Vorsichtig legte er eine Hand auf ihren Mund und ihre Nase und drückte zu, während er fasziniert beobachtete, wie die Haut sich dadurch zusammenschob und Falten warf. Er legte sein ganzes Gewicht in seinen Arm, drückte noch

fester zu und spürte, wie ihre Lippen aufplatzten, als sie gegen ihre Zähne gepresst wurden und ...

Er hielt inne. Er musste nach draußen.



Es war ein kalter grauer Morgen. Herbst, vermutete er. Das Licht brannte in seinen Augen, aber nicht so sehr, wie er es erwartet hatte. Sie schienen es vielmehr aufzusaugen, während er den Blick mit einem wachsenden Gefühl des Friedens über den Himmel und die trostlose Landschaft wandern ließ. Da war der Wald, in dem er früher gespielt hatte, und dessen Laub sich braun und rot färbte. Dort die Felder, deren Böden vom Regen dunkel waren. Und dort die Wirtschaftsgebäude, die sein Vater hatte verfallen lassen. Irgendwo dahinter lag eine befestigte Straße, aber der Weg bis dorthin war weit. Die Leiche seiner Mutter, die er bis auf das struppige Gras hinter sich hergezogen hatte, sah schon viel hübscher aus – hier draußen war sie etwas anderes. Er griff nach ihren Fußgelenken und zerrte sie noch weiter über den Feldweg auf den brachliegenden Acker dahinter.

»Hier.« Er öffnete den Mund, um noch mehr zu sagen, doch er konnte nicht. Das Gras, das sie wie ein Kissen umrahmte, war feucht, und er konnte das Leben darauf spüren; kleine Fliegen und Käfer, das fröhliche Interesse der Würmer. Der Junge kniete sich neben sie hin und spürte eine riesige Wut in sich aufsteigen. Sie war wie eine Landschaft, die seinen ganzen Horizont einnahm. Eine Zeitlang war er losgelöst von sich selbst und sah nichts, außer dieser roten Wut. Hörte nichts, außer tosendem Donner. Er kehrte erst wieder zu sich selbst zurück, als ihn ein höfliches Hüsteln hinter ihm zusammenschrecken ließ. Seine Arme waren bis zu den Ellenbogen mit Blut besudelt, und in sei-

nem Mund schmeckte es nach Metall. Zwischen seinen Zähnen klebte etwas.

»Was haben wir denn hier? Wer ist denn das?«

Ein Mann stand im Gras, groß und mit breiten Schultern. Er trug einen Hut und betrachtete den Jungen mit einer Art leisen Neugier, als wäre er gerade jemandem begegnet, der einen Drachen bastelte oder mit Murmeln spielte. Der Junge verharrte. Der Mann gehörte zwar nicht zum Haus, aber das bedeutete nicht, dass der Junge ungestraft davonkommen würde. Natürlich würde er bestraft werden. Als er den Blick senkte, um zu sehen, was er mit seiner Mutter gemacht hatte, verschleierte sich seine Sicht.

»Jetzt nimm's doch nicht so schwer!« Der Mann machte einen Schritt auf ihn zu, und der Junge bemerkte zum ersten Mal, dass der Fremde einen Hund dabei hatte. Einen riesigen schwarzen Hund mit zotteligem Fell und gelbbraunen Augen, die auf ihn gerichtet waren. Sein Atem dampfte leicht in der kühlen Morgenluft. »Weißt du, ich hatte völlig vergessen, dass die Reaves' einen Jungen hatten, aber hier bist du. In der Tat, hier bist du.«

Der Junge öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Die Reaves', die Reaves' waren seine Familie, und sie würden böse auf ihn sein.

»Und was für eine Kreatur du doch bist.« Der Junge zuckte zusammen und erinnerte sich, wie seine Mutter ihn genannt hatte. »Bestie«, »Miststück« und »Dreckskerl«, doch der Mann klang erfreut. Als der Junge aufblickte, schüttelte er sanft seinen Kopf. »Du kommst mit mir mit, mein kleiner Wolf. Mein kleiner Barghest.«

Der Hund öffnete das Maul, und eine lange rosa Zunge kam zum Vorschein. Nach einem Augenblick begann er, das Blut vom Gras zu lecken.

2. KAPITEL

Frierend, müde und nicht in der Stimmung, plumpe Freundlichkeiten auszutauschen, zwang sich Heather, höflich zu lächeln. Einen Moment später überdachte sie das noch einmal und ließ es bleiben – zu viel zu lächeln würde in einer Zeit wie dieser eher unangemessen wirken. Und außerdem war sie sich nur zu bewusst, dass sie ungefähr so willkommen war wie ein Hundehaufen in einem Schwimmbecken.

»Danke, dass Sie auf mich gewartet haben, Mr. Ramsey. Das ist sehr nett von Ihnen.«

Mr. Ramsey warf ihr einen finsternen Blick zu.

»Wenn du öfter hier gewesen wärest, hättest du vermutlich einen eigenen Schlüssel zum Haus deiner Mutter.« Er schniefte und ließ mit einem einzigen bronchialen Geräusch durchblicken, was er von Heather Evans hielt. »Deine arme Mutter. Ich ... ich weiß, wie traurig das alles ist. Sehr traurig sogar. Einfach eine schreckliche Sache, das Ganze.«

»Ja, das stimmt.« Heather wiegte die Schlüssel in der Hand, während sie auf die hochragenden Bäume und die Sträucher schaute, die das Haus vor der Straße verbargen. »Lassen Sie sich von mir nicht aufhalten, Mr. Ramsey.«

Er versteifte, und die Tränensäcke unter seinen Augen nahmen einen noch dunkleren Farbton an. Heather blieb stumm, und die Stille legte sich wie ein Tuch über diesen wolkenverhangenen Morgen. Sie konnte an seinem Gesicht erkennen, dass er sich gerade fragte, ob er ihr einmal gehörig die Meinung sagen sollte. Aber schließlich drehte er sich um und ging zurück zu seinem Haus.

Heather stand noch einen Augenblick lang da, holte tief Luft und lauschte der Stille. Balesford war ein Ort mit frei stehenden, weit auseinanderliegenden Einfamilienhäusern und hohen Zäunen, mit Menschen, die sich alle gespenstig ähnlich sahen und gleich sprachen. Diese an Kent grenzende Gemeinde gehörte eigentlich noch zu London, war aber nicht mehr als ein blutleerer Ableger – keine Farbe, kein Leben.

Sie seufzte und klimperte mit den Schlüsseln in der Hand, bevor sie noch einmal tief Luft holte und zum Gartentor ging, das sich hinter den riesigen immergrünen Sträuchern verbarg. Auf der anderen Seite befand sich ein gepflegter Rasen mit leicht zugewachsenen Blumenbeeten, und ein Kiesweg führte zum Haus. Nichts an der Umgebung erschien außergewöhnlich. Und ganz bestimmt nicht ungewöhnlich. Trotzdem spürte Heather, wie ihr Magen sich zusammenzog, als sie durch den Garten ging. Das Haus wirkte nicht einladend, hatte es noch nie. Langweiliger Kieselrauputz rahmte trostlose Fenster ein und deutete auf ein Gebäude hin, das verschlossen war und für immer verschlossen bleiben würde. Auf dem Boden neben der Eingangstür, die in einem farblosen Beige gestrichen war, stand ein großer Terrakottatopf, gefüllt mit schwarzer Erde. In die glatte orangefarbene Oberfläche war ein Herz eingeritzt, seine Linie war zackig und überschnitt sich an der Spitze. Heather runzelte die Stirn – sie hätte nicht gedacht, dass ihre Mutter etwas für Rustikales übrig hatte – und warum war der Topf leer? Es passte nicht zu ihrer Mutter, etwas unfertig zu lassen ... ein aberwitziger Gedanke, wenn man bedachte, wie alles zu Ende gegangen war. Einen Augenblick lang befürchtete Heather loszuheulen, genau da, auf dieser Treppenstufe. Stattdessen zwickte sie sich schnell in den Arm, und die Tränen wichen zurück. *Dafür ist jetzt keine Zeit.* Sie entdeckte ein paar Federn auf dem Boden, wahrscheinlich von einer Taube, verzog das Gesicht und stieß sie mit der Spitze

ihres Joggingschuhs weg, während sie den richtigen Schlüssel im Bund suchte.

Als sie die Tür öffnete, rutschten Briefe und ein Haufen Werbung über den Boden. Sie trat in eine stille, verstaubte Diele. Es war später Vormittag, doch der düstere Septemberhimmel und die hohen Bäume im Garten hüllten das Haus schon in dunkle Schatten. Eilig knipste sie sämtliche Lichtschalter an, die sie sah, und blinzelte, als ein kitschiger Lampenschirm zu pastellfarbenem Leben erwachte.

Das Wohnzimmer war aufgeräumt und staubig. Nirgends eine schmutzige Tasse, kein aufgeschlagenes Buch auf dem Sofa. Ein alter roter Mantel, dessen dicke Wolle an den Ärmeln von kleinen Knötchen überzogen war, hing über der Rückenlehne eines Stuhls. Die Küche präsentierte sich in einem ähnlichen Zustand. Alles sauber und aufgeräumt. Ihre Mutter hatte selbst den Kalender auf das Septemberblatt umgeschlagen, stellte Heather fest, obwohl sie gewusst hatte, dass sie den Rest des Monats nicht mehr erleben würde.

»Was hatte das denn für einen Sinn, Mum?« Sie fuhr mit den Fingern über die glatten Seiten und bemerkte, dass in den kleinen Kästchen nichts stand. Keine Notizen wie: Milch abbestellen/mich umbringen.

Heather stieg die Treppe hinauf, die Schritte gedämpft durch den Teppich. Das Schlafzimmer war genauso adrett wie der Rest des Hauses. Der Frisiertisch ihrer Mutter war ordentlich und sauber. Verschiedene Glastiegel mit Cremes und Parfümflakons standen nebeneinander aufgereiht wie Soldaten, und eine Haarbürste und ein altmodischer Handspiegel lagen daneben. Heather setzte sich hin. Ihr Blick wanderte über die Bürste, bei der ihre Mum nicht so sorgfältig gewesen war, nicht so penibel. Zwischen den Borsten hingen feine blonde Haare und auch ein paar drahtige graue.

Organisches Material, dachte Heather. Dieser Begriff, gewich-
tig und giftig, schien sich aus irgendeinem Grund in ihr festzu-
setzen. *Du hast organisches Material hinterlassen, Mum. Hast du
das gewollt?*

Ein zusammengeknülltes, leicht vergilbtes Stück Papier mit
einer engen Schrifttype darauf war das Einzige, was auf dem Fri-
siertisch fehl am Platz wirkte. Heather hob es auf, um sich von
der Haarbürste abzulenken, und strich es glatt. Sie rechnete
damit, auf die Seite eines von ihr verfassten Artikels zu schauen –
ihre Mutter hatte zwar keinen engen Kontakt zu ihr gehabt, doch
Heather war sich sicher, dass sie die Karriere ihrer Tochter trotz-
dem immer noch kritisch beobachtet hatte –, aber ihre Ver-
mutung stellte sich als ein Irrtum heraus. Sie blickte vielmehr auf
eine Seite aus einem Buch, nach der Schrift und der Beschaffen-
heit des Papiers zu urteilen, ein ziemlich altes Buch. Ein Holz-
schnitt war darauf abgebildet, und er stellte etwas dar, das sie
erst nach intensivem Betrachten erkannte – eine Ziege oder ein
Lamm schien sich über ein anderes Tier zu beugen. Vielleicht
über einen Hund? Der Bauch dieses Tiers war aufgeschlitzt, und
ein paar kleinere Ziegen schoben Steine in die merkwürdig sau-
ber aussehende Öffnung. Heather überflog den Text, aus dem sie
erfuhr, dass der Wolf durstig war, als er aufwachte, und zum
Fluss ging, um zu trinken ...

Die Seite stammte aus einem Märchenbuch, doch was ihre
Mutter damit gewollt hatte, konnte sie sich nicht erklären.
Colleen hatte die althergebrachten, blutrünstigen Erzählungen
nie gemocht. Heathers Gutenachtgeschichten hatte aus einer
strengen Diät aus glücklichen Ponys und Mädchen in Internaten
bestanden. Die Seite löste ein ungutes Gefühl in ihr aus: das sel-
tsame Bild, die Art, wie es auf dem Tisch zusammengeknüllt zu-
rückgelassen worden war. Wollte ihre Mutter überhaupt, dass sie
es entdeckte?

»Wer weiß schon, was du gedacht hast? Du musst ... du musst den Verstand verloren haben ...«

Heather kam das Zimmer plötzlich sehr warm und eng vor, die Stille darin zu laut. Sie stand auf, leicht zittrig, und stieß dabei so fest gegen den Frisiertisch, dass eine Parfümflasche umkippte – der Verschluss fiel heraus, was sie noch mehr erschrecken ließ.

»Mist.«

Der Duft breitete sich im Zimmer aus, blumig und schwer, und erinnerte sie an die Leichenhalle. Vor allem an den Warteraum, der mit mehreren geschmackvollen Blumengestecken bestückt gewesen war, als könnten sie einen von dem, was man gleich zu sehen bekommen würde, ablenken. Sie schüttelte den Kopf. Es war wichtig, sich nicht darauf zu fixieren. Das hatte Terry gesagt, ihre Mitbewohnerin. Denk nicht an den Geruch, denk nicht an den Wind, der über einsame Klippen peitscht, und denk auf keinen Fall an die besondere Wirkung, die ein Tropfen auf das *organische Material* einer Leiche hat, der sehr langsam darauf hinabfällt ...

»Mist. Ich brauche frische Luft.«

Heather stopfte das zerknüllte Papier in eine Schublade, in der sie es nicht sehen konnte, und stapfte die Treppe wieder hinunter. Sie war auf dem Weg zur Hintertür, als es vorne an der Haustür klingelte.

Das enge, schlechte Gefühl in ihrer Brust wurde augenblicklich durch Wut ersetzt. Wahrscheinlich war es jemand, der etwas verkaufen oder für einen wohltätigen Zweck sammeln wollte. Oder der verdammt Mr. Ramsey. Sie stürmte zur Tür und genoss bereits den Blick des Eindringlings, wenn sie sagen würde: *Was fällt Ihnen ein, sehen Sie nicht, dass ich trauere?*, als sie völlig unerwartet eine große, gut gekleidete, ältere Frau vor sich stehen sah. Sie hielt keine Broschüre oder Spendenbüchse in der Hand,

sondern eine zugedeckte Auflaufform, und in ihrem Blick lag Mitgefühl.

»Ähm, kann ich Ihnen helfen?«

»Heather? Aber natürlich, Sie sind es.« Die Frau lächelte, und Heather merkte, wie ihre Wut verflog. Die Fremde hatte graues, sehr kurz geschnittenes Haar. Eine Frisur, die den meisten Menschen nicht schmeichelte, doch sie hatte auffallend gut geformte Wangenknochen und ein schmales, hübsches Gesicht. Heather konnte ihr Alter nicht schätzen. Sie war eindeutig alt, älter als ihre Mutter, aber ihre Haut hatte fast keine Falten, und ihre hellgrauen Augen waren klar und wach. *Mary Poppins*, schoss es Heather durch den Kopf. *Sie erinnert mich an Mary Poppins*. »Ich bin Lillian, meine Liebe, und wohne ein paar Häuser weiter. Ich wollte nur kurz vorbeischaun und mich vergewissern, dass Sie zurechtkommen.« Sie hob die Auflaufform an, nur für den Fall, dass Heather sie noch nicht gesehen hatte. »Kann ich das irgendwo abstellen?«

Heather trat schnell von der Tür zurück. »Entschuldigung, natürlich. Kommen Sie herein.«

Die Frau bewegte sich geschmeidig durch den Flur und marschierte zielstrebig zur Küche, woraus zu schließen war, dass sie sich im Haus auskannte.

»Das ist nur ein Eintopf«, verkündete Lillian, während sie die Schüssel auf die Arbeitsplatte stellte. »Lamm, Möhren, Zwiebeln und so weiter. Sie sind doch keine Vegetarierin, oder, meine Liebe? Nein? Das habe ich mir gedacht. Gut. Wärmen Sie das Gericht im Ofen auf.« Als sie Heathers Miene sah, lächelte sie erneut. »Ich weiß, wie man sich in einer solchen Situation fühlt. Da vergisst man leicht, richtig zu essen. Aber damit tut man sich überhaupt keinen Gefallen. Sehen Sie zu, dass Sie abends immer etwas Warmes in den Bauch bekommen. Colleen war eine liebe Freundin. Sie würde sich die Haare

einzelnen ausreißen, wenn sie wüsste, dass Sie deswegen vom Fleisch fallen.«

Heather nickte, bemüht, etwas Passendes zu erwidern.

»Wie freundlich von Ihnen, an mich zu denken, äh, Lillian. Haben Sie meine Mum gut gekannt? Ich meine, Colleen. Sie wohnen hier in der Gegend? Dann sind Sie wohl vor ein paar Jahren hierhergezogen, oder?« Sie dachte an ihre Kindheit und an die wenigen Besuche, die sie ihrer Mutter als Erwachsene abgestattet hatte, und versuchte, sich an Lillian zu erinnern. Doch die Frau kam ihr nicht bekannt vor.

»Gleich um die Ecke«, antwortete Lillian und sah sich in der Küche um, als könnte sie jedes Staubkorn ausmachen, für das Colleen sich geschämt hätte. Obwohl sie für Mr. Ramsey sofort nur Verachtung verspürt hatte, fand sie die Vorstellung, Lillian zu enttäuschen, seltsam beunruhigend. »Colleen und ich haben hin und wieder einen Nachmittag miteinander verbracht, Tee getrunken und über Dinge gesprochen, über die alte Damen eben so sprechen.«

Heather nickte, wenngleich sie es merkwürdig fand, an ihre Mutter als »alte Dame« zu denken.

»Welchen Eindruck hat sie auf Sie gemacht? In den vergangenen Wochen?« Die Frage schien Lillian zögern zu lassen, und so versuchte Heather, entspannter zu wirken, indem sie die Arme nicht mehr länger verschränkte, sondern sie locker herunterhängen ließ. »Wissen Sie, ich habe sie nicht so häufig gesehen, wie ich sie hätte sehen sollen. Für mich ist das alles ein ziemlicher Schock.«

»Sie war eine starke Frau, Ihre Mutter. Erstaunlich stark sogar. Aber, na ja, das ist wohl eine Generationssache. Menschen in meinem Alter sprechen nicht über Gefühle.« Lillian lächelte zaghaft. »Wir tun das einfach nicht, und wenn Colleen Probleme hatte, dann habe ich leider nichts davon gewusst.«

Heather dachte an die zusammengeknüllte Buchseite auf dem Frisiertisch und an das gequälte Gesicht des Polizisten, als er ihr den Ehering ihrer Mutter in die Hand drückte.

»Meine Mutter hat also nichts gesagt, was Ihnen merkwürdig vorgekommen wäre? Sie hat sich nicht seltsam verhalten?«

»Du liebe Güte.« Lillian senkte ihren Blick auf die Arbeitsplatte, als hätte Heather gerade ein unanständiges Wort im Beisein eines Pfarrers gesagt. »Colleen hat erwähnt, dass Sie Journalistin sind, aber ...«

»Tut mir leid, ich ...« Heather sah weg und lächelte zaghaft. *Ich kann nicht einmal eine zwanglose Unterhaltung führen. Mum hätte das wahrscheinlich witzig gefunden.* »Hören Sie, kann ich Ihnen eine Tasse Tee machen?«

»Nein, danke, meine Liebe«, antwortete Lillian und winkte ab. »Mir würde es nicht im Traum einfallen, Sie jetzt zu belästigen. Ich wollte das hier nur vorbeibringen und kurz nach Ihnen schauen. Wissen Sie, Colleen hat ständig von Ihnen gesprochen.«

»Wirklich?« Heather lächelte wieder, dieses Mal jedoch gezwungen. »Wir sind nicht immer so gut miteinander ausgekommen. Ich war als Kind eine Nervensäge, wie sie Ihnen bestimmt erzählt hat.«

»Oh nein, ganz und gar nicht«, erwiderte Lillian und strich einen Fussel von ihrem Ärmel. »Sie hat ihr Goldmädchen immer nur in den höchsten Tönen gelobt.«

Heather hatte plötzlich den Eindruck, dass Lillian log, nickte aber dennoch. Die Frau drückte Heathers Arm kurz, als sie sich aufmachte zu gehen.

»Wenn es irgendetwas gibt, das ich tun kann, meine Liebe, dann lassen Sie es mich einfach wissen. Wie schon gesagt, ich wohne ganz in der Nähe, und gerne koche und backe ich für Sie oder wasche sogar, wenn Ihnen das gerade alles zu viel ist ...« Heather folgte ihr den Flur entlang wie ein Schulkind, das sich

verlaufen hat. Die Menschen ließen sich von Lillian wahrscheinlich oft mitziehen, vermutete sie.

»Oh, sehen Sie nur.« Lillian war vor einem kleinen Beistelltisch stehen geblieben, auf dem Colleen ihre Schlüssel und die tägliche Post aufbewahrte. Darauf stand auch ein gerahmtes Foto. Es zeigte Heather als Jugendliche in ihrem alten Zimmer. Sie saß auf dem Bett, groß und schlaksig, das Haar hing ihr vor den Augen, und sie hielt eine Auszeichnung in der Hand, die sie in der Schule erhalten hatte. Für einen Aufsatz, eine Kurzgeschichte, an die Heather sich nicht mehr erinnern konnte. Es schnürte ihr die Kehle zu, als sie das Foto sah – es war nur wenige Wochen vor dem Tod ihres Vaters aufgenommen worden, und die Beziehung zwischen ihr und ihrer Mutter hatte begonnen zu vergiften.

»Das ist mein Lieblingsfoto von Ihnen«, sagte Lillian und klang erfreut, was sich Heather nicht erklären konnte. »Ist es nicht bezaubernd?«

Heather öffnete den Mund, ohne recht zu wissen, was sie sagen sollte. Sie hatte keine Ahnung, warum ihre Mutter das Bild überhaupt gerahmt hatte, und erst recht nicht, warum diese Fremde so begeistert davon war, denn sie machte ein mürrisches Gesicht darauf und trug ein viel zu großes T-Shirt von Akte X.

»Na gut, jetzt halte ich Sie nicht länger auf.« Lillian war schon zur Tür hinaus, ihre sauberen weißen Schuhe knirschten auf dem Kies. »Und denken Sie daran, meine Liebe, egal, was Sie brauchen, lassen Sie es mich wissen.«



Heather hob die Post vom Boden im Flur auf und warf sie auf die Arbeitsplatte in der Küche. Viele Werbeprospekte, ein paar Rechnungen, Speisekarten von verschiedenen Lieferservices. Stirn-

runzelnd sortierte sie die Briefe aus, um die sie sich kümmern musste, und warf den Rest in den Mülleimer. Irgendetwas Verdorbenes musste sich darin befinden – irgendwelche Essensreste, wahrscheinlich die der letzten Mahlzeit ihrer Mutter –, und der Geruch nach vergammeltem Fleisch stieg ihr in die Nase und schlug ihr auf den Magen. Heather hatte plötzlich das Gefühl, sich übergeben zu müssen und stürzte zur Hintertür. An der frischen Luft würde es ihr bestimmt sofort besser gehen.

Hohe Tannenbäume verstellten die Sicht auf die Nachbarn. In ihrer Kindheit – als sie auch hier gelebt hatte und ihrer Mutter ständig zwischen den Beinen herumgelaufen war – waren diese Bäume noch sehr viel kleiner gewesen und hatten sehr viel freundlicher gewirkt. Jetzt verdunkelten sie den Garten, schützten Heather vor fremden Blicken und hielten die Welt da draußen fern. Vor der Hintertür gab es eine kleine Fläche aus Beton, auf der zwei schmiedeeiserne Stühle, ein Tisch und ein weiterer Blumentopf mit leerer Erde standen. *Leer*. An der frischen Luft fühlte sie sich etwas besser. Heather fragte sich, warum sie überhaupt im Haus herumgewandert war, in Zimmer geschaut, Fotos betrachtet und auf Frisiertischen herumgestöbert hatte. *Weil ich nachsehe, ob sie auch wirklich nicht da ist*, dachte sie und zuckte zusammen. *Weil ein Teil von mir noch immer glaubt, dass sie im Bad sein könnte und die Toilette schrubbt. Oder dass sie im Wohnzimmer sitzt und fernsieht. Ich suche nach Geistern.*

»Verdammter Mist.« Sie holte tief Luft und wartete darauf, dass die Übelkeit nachließ. »Was für ein schreckliches Chaos, Mum. Ehrlich.«

Ihre Gedanken wanderten zurück zu der zerknüllten Seite, und sie fragte sich, in welchem geistigen Zustand ihre Mutter gewesen sein musste, ehe sie sich das Leben genommen hatte. Was war ihr durch den Kopf gegangen? Heather hatte Schwierigkeiten, sich vorzustellen, wie ihre Mum – eine Frau, die pedan-

tisch war, was den Einsatz von Untersetzern und Lesezeichen anging – eine Seite aus einem Buch herausriss, und erst recht, wie sie die zusammenknüllte, als sei sie Müll. Doch genau das war der dunkle, düstere Kern, die beängstigende Wahrheit, der Heather nicht ins Auge sehen wollte: ihre Mutter war nicht bei Verstand gewesen. Etwas musste Besitz von ihr ergriffen und sie ihrer Vernunft beraubt haben. Ein grausamer, tödlicher Fremder, der sich in dem Kopf ihrer Mutter eingenistet hatte. »Nichts von dem ergibt für mich Sinn. Nichts davon.«

Kurz nachdem sie angerufen worden war, um die Leiche ihrer Mutter zu identifizieren, hatte die Polizei sie mit einem Seelsorger in Kontakt gebracht, der sehr freundlich gewesen war und sich viel Zeit genommen hatte. Er hatte über Schock gesprochen und darüber, wie gut Menschen eine ernste Depression verheimlichen konnten, selbst vor den engsten Angehörigen. Heather hatte geduldig zugehört und über ihre eigene Taubheit hinweg genickt. Obwohl sie verstanden hatte, was der Seelsorger ihr sagen wollte, hatte sich das selbst in dem Augenblick ... falsch angefühlt. Diese alten Instinkte waren aufgeflackert. Die, die ihr sagten, wann an einer Geschichte etwas dran war und wann nicht.

»Du bist lächerlich«, sagte sie zu sich selbst und hörte, wie kalt und schwach ihre Stimme klang. »Paranoid.«

Ein Auto hupte irgendwo auf der Straße vor dem Haus, und sie zuckte zusammen. Dicke Tränen liefen ihr über die Wangen, die sie gereizt mit dem Handrücken wegwischte. Nach einem Augenblick zog sie ihr Handy aus der Hosentasche. Im Display leuchtete ihr eine Textnachricht entgegen.

Hallo Fremde – man sagt, du seist wieder in Balesford. Wollen wir uns treffen? Ich war so traurig, als ich das von deiner Mum gehört habe. Ich hoffe, du bist okay. xxx

Nikki Appiah. Heathers Blick wanderte über die dunklen

Bäume, und sie fragte sich, ob die Nachbarn hinter ihren Gardinen standen, sie beobachteten um sich gegenseitig Bericht zu erstatten. Sie schniefte und blinzelte die Tränen weg, bevor sie eine Antwort tippte.

Bist du bei der Nachbarschaftswache, oder was? Ja, ich bin für ein paar Tage hier. Hast du jetzt Zeit? Wollen wir uns im Spoons treffen? Ich brauche einen Drink.

Sie hielt inne und fügte dann ein grünesichtiges, kotzendes Emoticon hinzu.

Nikkis Antwort poppte fast augenblicklich auf.

Es ist elf Uhr morgens, Hev. Aber ja, lass uns in der Stadt treffen. Es ist schon viel zu lange her und ich freu mich, dein Gesicht zu sehen (auch wenn's grün ist). In einer Stunde? xxx

Heather steckte das Handy weg. Der Himmel verdunkelte sich, und die Luft nahm einen säuerlichen, mineralischen Geruch an – es würde bald regnen. Ihr würde es guttun, wenn sie irgendwo anders war. Der Wind wurde stärker und fuhr durch die hohen Sträucher und ließ sie sich hin und her wiegen. Für einen kurzen Augenblick glaubte Heather, zu viel Bewegung dort zu sehen. Als würde etwas im Rhythmus des Winds mitschwingen, um seine Schritte zu verbergen. Sie starrte auf die dunklen Schatten und versuchte, eine Gestalt auszumachen. Nach ein paar Sekunden drehte sie sich um, tat es als Einbildung ab, und ging zur Hintertür. Das Haus wirkte noch immer leer und unergründlich. Eine kleine, irdische Kapsel.

»Was hast du gedacht, Mum?«

Heather kam ihre eigene Stimme fremd und traurig vor. Sie wischte sich die letzten Tränen von den Wangen und ging durch den Flur zur Vorderseite des Hauses hinaus, wo der Mietwagen stand.

3. KAPITEL

Der Wind war im Laufe des Vormittags noch stärker geworden, hatte die grauen Wolken vertrieben und einen blitzblanken Himmel hinterlassen. Es war freundlich, aber kühl. Beverly freute sich, denn ihre Enkel, Tess und James, würden dann zumindest ein paar Stunden im Garten verbringen können. Wie alle Jugendlichen waren sie ständig mit ihren Handys und anderen technischen Geräten beschäftigt. Doch Beverly bemerkte mit Stolz, dass sie die beiden noch immer in ihren Garten locken konnte, wenn das Wetter schön war. Mit diesem Gedanken im Kopf schlüpfte sie in ihre Jacke – immer noch die dünne, der Herbst hatte noch nicht endgültig Einzug gehalten – und ging zum hinteren Tor hinaus. Ihr Garten war wunderschön, hatte aber keine Rosskastanien, wohingegen auf den Feldern weiter draußen zwei Prachtexemplare standen, und sie wollte nachsehen, ob diese bereits ihre Früchte abwarfen.

Sie betrachtete die Baumreihe, die das Feld umschloss und aus Eichen, Birken und Ulmen und den beiden großen Rosskastanien bestand. In der Sonne leuchtete das Laub wie Buntglas, grün, gelb, rot und golden. Und tatsächlich, dort auf dem Gras lagen verstreut die stacheligen grünen Gehäuse. Sie waren aufgeplatzt und offenbarten ihre milchig blassen Innenseiten. Beverly begann, ihre Taschen mit den heruntergefallenen Kastanien zu füllen. Doch sie sammelte nur die Früchte ein, die den Fall unversehrt überstanden hatten und suchte insbesondere nach solchen, die eine flache Seite besaßen und damit besonders gut geeignet waren, den Gegner zu vernichten. Ein- oder zweimal stieß

sie auf ein Gehäuse, das nur teilweise aufgeplatzt war. Sie drückte mit ihrem Stiefel auf einen Teil der Gehäuse und lächelte zufrieden, wenn die Kastanien herausquollen, ganz glatt und neugeboren. Eine davon war besonders schön flach.

»Ich glaube, die behalte ich für mich.« Beverly ließ sie in eine Innentasche gleiten. Conkers, das Spiel mit den Kastanien, machte nur Spaß, wenn sie mindestens einen ihrer Enkel schlagen konnte. Es war das Exemplar, das sie gleich danach aufhob, nahe der Wurzeln des großen alten Baums, das sich seltsam anfühlte. Sie verzog das Gesicht, hielt die Kastanie ins Licht und bemerkte die dunkelrote Schliere an ihrem Finger erst, als deren Geruch ihr in die Nase stieg: wie vom Hintereingang der Metzgerei an einem heißen Tag.

Beverly schrie auf und ließ die Kastanie fallen. Das Gras unter ihren Füßen war dunkel: durchtränkt von Blut, wie sie jetzt begriff.

»Das muss dieser verdammte Köter gewesen sein«, sagte sie aufgebracht und hielt ihre schmutzige Hand von sich weg, als hätte sie sie sich verbrannt. »Dieser verdammte Hund hat schon wieder was erwischt.«

Doch sie konnte weder einen zerfetzten Hasen noch einen größeren Vogel sehen – beides hatte sie in der Vergangenheit schon auf den Feldern entdeckt. Stattdessen trat sie näher zu dem Stamm der alten Kastanie und stellt fest, dass aus dessen Wurzeln Blut quoll, als wäre der Baum zur Ader gelassen worden. An seinem unteren Ende befand sich ein großer Hohlraum. Normalerweise war er mit Erde und altem Laub vollgestopft, doch jetzt steckte etwas anderes darin.

»Oh Gott. Oh Gott, nein, oh *Gott* ...«

Beverly ließ die Arme sinken, ihre Finger waren taub. Sie blickte in ein Gesicht, in das Gesicht einer Frau. Die Augen geschlossen, der Mund geöffnet, wie zu einem Gebet. Die wächser-

nen Wangen überzogen dunkle Sprenkel, und Blumen ragten aus den Zähnen. *Rosa Blumen*, stellte Beverly fest. In ihrem Haus würde es nie wieder rosa Blumen geben. *Hundsrosen, nach dem Aussehen zu urteilen.*

Unter den Kopf der Frau waren zwei Füße gequetscht, nackt, bis auf einen silbernen Zehenring und blassrosa Nagellack. Da war auch ein Arm. Die Hand lag mit der Innenfläche nach oben gerichtet auf dem Gras, als würde sie um Hilfe bitten oder jemanden herbeiwinken. Sie konnte sogar den Ärmel einer roten Jacke erkennen, die breiten Knöpfe am Aufschlag waren mit feuchten Tropfen überzogen. Alles war derart eng in die Öffnung gezwängt, dass Beverly die Haarfarbe der Frau oder ihren Oberkörper, wenn er sich überhaupt darin befand, nicht sehen konnte. Aber was sie sehen konnte, war eine Art weicher Vorhang aus violetter, schnurähnlichem Zeug, der zu beiden Seiten des Arms herabhing. In der Rinde über dem Hohlraum war ein Herz eingeritzt, zweifellos die romantische Geste eines Liebenden.

Schlagartig bemerkte Beverly, dass sie drohte, ohnmächtig zu werden. Taumelnd trat sie von dem Baum weg und begann zurück zum Haus laufen, das Gesicht tränennass.